

BS-Kultur

«Hexenlied» im Kreuzgang

Sehnsucht und Grollen

Ein Mönch, der einer als Hexe verurteilten Frau die Beichte abnehmen soll, bevor sie auf den Scheiterhaufen muss, sich dabei in sie verliebt, sie dann aber doch nicht zu retten wagt und 50 Jahre weder von seiner Schuld noch von seiner Liebe loskommt - man hat schon aus weniger Inhalt ganze Filme gedreht. Wenn Max von Schillings' Melodram «Hexenlied» stellenweise an einen Film erinnert, dann deswegen, weil die Verserzählung von Ernst von Wildenbruch, vor allem aber die Musik von Schillings sehr rasch die Projektoren im Kopf des Zuhörers ankurbelt.

Gesprochene Worte und klingende Musik sind einander offenbar fremder, als man gemeinhin annimmt. Die exakte zeitliche Abstimmung zwischen beiden bildet denn auch die Hauptschwierigkeit in der Aufführung eines Melodrams. Orchesterdirigent Raphael Immoos und die Sprecherin Sonja Speiser nahmen die Hürden fast immer mühelos. Bisweilen folgte das Orchester eine halbe Sekunde zu spät auf die Sprecherin, die ihrerseits stellenweise zu sehr an die Metren von Musik und Text gekettet schien. Rhythmisch etwas mehr Freiheit und sprachlich ein bisschen mehr Dynamik, ein Flüstern hier und dort, hätten der Interpretation gut getan.

Und ewig lockt das Weib

Wirkung gab es trotzdem zur Genüge. Wenn ein Mönch mit den Freuden von «Weibes Liebe» gelockt wird, knistert es schon gewaltig. Dazu die Musik, die aus drei Motiven besteht. Einem dumpfen Grollen im Blech und den Bässen, der Hexenlied-Melodie, von der Oboe gesungen, und einem Sehnsuchtsstema in den Geigen. Ganz einfach, aber effektiv von Schillings arrangiert und von den Mitwirkenden ausgeführt. Das ging wie von selbst ins Ohr.

Von komplexerer musikalischer Sprache und daher leider etwas im Schatten des Hexenlieds erklang Schuberts c-Moll-Sinfonie, Nr. 4 (D 417). Immoos liess die einzelnen Motive sich beinahe atemlos folgen, was die Dramatik des vom Komponisten als «tragisch» bezeichneten Werks noch unterstützte. Mit raschen Bogenstrichen breiteten die Streicher die stürmische Szenerie des zweiten Satzes aus, fast derb polterte der Bläserländler im Trio des Menuettsatzes. Die Verwandlung von düsterem Pathos in heitere Eleganz wohnte dem Werk inne als ein unwiderstehlicher Drang hin zu lichterem Stimmungen, die aber nie ganz und dauerhaft erreichbar waren und darum Tragik markierten.

Wenn den ersten Geigen manchmal die letzte Brillanz abging oder die Holzbläser etwas fantasielos klangen, so waren das nur Unterschiede eines Laien- zu einem Profiorchester. Insgesamt setzte das Akademische Orchester Basel die Stimmungen der Komposition sehr bildhaft um und kam erfreulich mutig aus sich heraus.

Boris Schibler